

Ottmar Hitzfeld

Der bodenständige General

Ottmar Hitzfeld gilt als einer der erfolgreichsten Trainer der Welt. Der zweifache Champions-League-Sieger und ehemalige Schweizer Nationaltrainer verfolgte diese Weltmeisterschaft vor dem heimischen Fernseher. «persönlich» hat ihn vor dem Schweden-Spiel getroffen. Ein äusserst offenes Gespräch über die Schweizer Mannschaft, das katastrophale Ausscheiden der Deutschen, den «Doppeladler» und das Geheimnis eines erfolgreichen Trainers.

Interview: **Matthias Ackeret** Bilder: **Keystone**

Herr Hitzfeld, welchen Eindruck haben Sie von der laufenden Weltmeisterschaft?

Einen sehr guten, die Spiele sind qualitativ hochstehend. Es zeigte sich aber, dass die Favoriten doch sehr lange brauchten, bis sie ins Turnier reinkamen.

Deutschland, als amtierender Weltmeister, ist bereits in der ersten Runde ausgeschieden. Worauf ist dies zurückzuführen?

Ehrlich gesagt, ist dies für mich ein Rätsel. Damit hätte ich im Vorfeld überhaupt nicht gerechnet; ich hatte die Deutschen sogar zu den Favoriten gezählt. Als sie in den Vorbereitungsspielen gegen Österreich verloren, sah man aber, dass der Wurm drin ist. Das darf einfach nicht passieren.

Vor der Europameisterschaft 2012 haben Sie mit der Schweizer Nationalmannschaft Deutschland auch geschlagen.

Ja, das war in Basel. Dieser 5:3-Sieg war für mich als Deutscher ein sehr wichtiger Sieg, obwohl es nur ein Trainingsspiel war. Im Gegensatz zum Österreich-Spiel sind die Deutschen damals mit ihrer Topmannschaft angetreten. Das war die Sternstunde von Eren Derdiyok, der drei Tore beisteuerte. Deutschland oder Spanien zu schlagen, ist für jeden Trainer ein Highlight.

Was Ihnen mit der Schweizer Fussballnationalmannschaft 2010 gelungen ist. Aber nochmals, was könnten die Ursachen für das deutsche Versagen sein?

Für Deutschland ist dieses Ausscheiden ein Schockerlebnis, eine absolute Katastrophe,

obwohl bereits bei den vergangenen Weltmeisterschaften auch Italien und Frankreich als amtierende Weltmeister in der Vorrunde ausgeschieden sind. Dieses Mal kam es völlig unerwartet. Dafür gibt es mehrere Gründe: Die Spieler waren zu wenig in Form oder sind an den Erwartungen zerbrochen. Löw hatte beim Zusammenstellen des Teams keine glückliche Hand, indem er auf bewährte Spieler verzichtete.

Welchen Einfluss hatte die Özil-Gündo Affäre auf das Ausscheiden der Deutschen?

Diese ganze Geschichte hat eine Dimension angenommen, die übertrieben war. Für das Innengefüge der Mannschaft war es keineswegs positiv, weil jeder Spieler von den Journalisten und der Öffentlichkeit permanent damit konfrontiert wurde.

In der Schweiz hatten wir mit dem Doppeladler eine ähnliche Geschichte.

Ja, auch diese war meiner Ansicht nach übertrieben. In unserer medialen Gesellschaft wird ein solches Ereignis plötzlich zu einer ganz lästigen Affäre.

Aber der Balkankonflikt war ja auch zu Ihrer Zeit ein Thema.

Ja, aber der «Doppeladler» tauchte bislang in der Nationalmannschaft nicht auf, höchstens in den Vereinen. Ich habe die ganze Problematik als Trainer immer wieder angesprochen. Aber das Thema ist mit vielen Emotionen verbunden. Für den Trainer ist dies eine äusserst unangenehme Angelegenheit, weil

die Spieler die Aussenwirkung ihres Verhaltens nicht richtig einschätzen können. Hoffentlich war die ganze Diskussion lehrreich.

Wie hat Ihnen die Schweizer Fussballnationalmannschaft gefallen?

Die Mannschaft spielte meist sehr homogen und wirkte stabil. In der Defensive passierten manchmal vermeidbare Fehler. (Das Interview wurde vor dem Schweden-Spiel geführt, die Redaktion.)

«Warum die Deutschen ausgeschieden sind, ist ein Rätsel. Jedenfalls ist es eine absolute Katastrophe.»

Haben Sie es nie bereut, dass Sie nicht mehr am Spielfeldrand stehen?

(Lacht.) Nein, beim besten Willen nicht. Der Stress, den ein Trainer während eines solchen Turniers hat, ist enorm. Ich geniesse die WM jetzt als Pensionär. Ausser dem Serbien-Spiel, bei dem ich live vor Ort war, habe ich alle Spiele in Lörrach oder Engelberg vor dem Fernseher verfolgt.

Was waren Sie mehr: Extrainer, Fan oder einfach Zuschauer?

Mittlerweile habe ich mich an meinen neuen Status als Pensionär gewöhnt. Es dauerte nach meinem Rücktritt noch ganze zwei Jahre, bis der Druck nachgelassen hatte und ich



mich nicht mehr als Trainer fühlte, wenn die Schweizer Nationalmannschaft spielte. Heute kann ich die Spiele wie ein normaler Fan vor dem Fernseher verfolgen.

Sie machten aus dem Stress, den ein Trainer hat, nie eine Mördergrube. Wie hat sich dieser geäußert?

Es geht um mehr als um ein einzelnes Spiel. Es geht ständig um den Ruf und die Existenz. Gerade als junger Trainer ist es wichtig, dass man Erfolg hat. Wenn man ein-, zweimal entlassen wird, steht man plötzlich auf der Strasse und findet keinen Job mehr. Diesen Druck muss man aushalten können. Als ich zu Dortmund wechselte, war ich bereits 42-jährig. Ich wusste, dass nach einer Entlassung das Abenteuer Bundesliga bereits wieder vorbei sein und ich in Deutschland keine Stelle mehr finden würde.

Wie war es, als Sie zu Dortmund wechselten? Kannte man Sie in Deutschland?

Ja, man wusste, dass ich selber in der Bundesliga und auch in der Olympiaauswahl bei den Olympischen Spielen 1972 gespielt und in der

Schweiz einige Erfolge als Trainer vorzuweisen hatte. Doch das hätte bei einem Scheitern nur wenig genützt. Als ich in Dortmund startete, schrieb die Presse sinngemäss: «Wir haben bereits einen Schweizer Spieler – Chappuisat – verpflichtet und jetzt auch noch einen Schweizer Trainer. Kann das gut gehen?» Zwei Schweizer waren damals für Deutschland zu viel.

«Ich bin froh, dass ich nicht mehr Trainer bin.»

Sie wurden in Deutschland immer als Schweizer wahrgenommen?

Ja, wegen meines alemannischen Dialekts. Zudem bin ich direkt an der Grenze aufgewachsen. Als aktiver Spieler war ich beim FC Basel, beim FC Lugano und beim FC Luzern engagiert. Es war bereits als Jugendlicher mein Ziel, in die Schweiz zu gehen. 1971 habe ich allen Mut zusammengenommen und Hel-

Ottmar Hitzfeld

Der 69-jährige Ottmar Hitzfeld ist im grenznahen Lörrach geboren, wo er heute noch lebt. Als Fussballer wechselte er 1971 zum FC Basel, wo er zweifacher Schweizer Meister wurde. Zudem war er Schweizer Torschützenkönig. Weiter spielte er 1972 in der deutschen Olympiaauswahl. Nach einem Abstecher zum VfB Stuttgart war er beim FC Lugano und FC Luzern aktiv. Seine Trainerkarriere führte ihn vom SC Zug (Aufstieg), FC Aarau (Cupsieg), Grasshoppers (5 nationale Titel) zu Borussia Dortmund (2-facher Meister, Champions-League-Sieger) und dem FC Bayern München (5-facher Meister und Champions-League-Sieger). Von 2008 bis 2014 war er Schweizer Nationaltrainer.

ANZEIGE

SCHWEIZERISCHES ARCHITEKTURMUSEUM

NEUE SICHT AUF DIE SCHWEIZ!

7.7.-16.9.2018

PIERRE-PHILIPPE

HOFMANN

'A PORTRAIT OF A LANDSCAPE'

S

AM

mut Benthaus, den damaligen FC-Basel-Trainer, angerufen und gefragt, ob ich einmal an einem Probetraining seines Clubs teilnehmen könne. Er sagte Ja. Damit lancierte ich meine spätere Karriere.

Brauchte dies Mut?

Ja, sehr grossen. Ich war damals sehr schüchtern und habe den Anruf immer wieder rausgezögert. Dass es klappte, war mein wunderbarstes Erlebnis im Fussball. Hätte ich diesen Anruf nicht getätigt, wäre ich wohl Mathematiklehrer geworden und hätte weiterhin bei Lörrach gespielt. Benthaus war ein grossartiger Trainer.

Die Region, aus der Sie stammen, hat ja einige grosse Trainer hervorgebracht.

Jogi Löw, aber auch Jürgen Klopp stammen aus dem Schwarzwald. Ist dies Zufall?

Das habe ich mir gar nie so richtig überlegt. Die Menschen im Süden Deutschlands zeichnen sich durch eine grosse Bodenständigkeit aus. Als Trainer hingegen zieht man von Club zu Club und führt ein Zigeunerleben. Das würde Ihrer These widersprechen. Doch Trainer zu werden, war eigentlich gar nicht vorgesehen, ursprünglich wollte ich Lehrer werden. Das Staatsexamen hatte ich bereits gemacht; nachdem ich aber mehrere Jahre als Fussballprofi gearbeitet hatte, forderte man mich auf, nochmals eine Nachprüfung abzulegen. Das machte mich sauer, da ich das Staatsexamen bereits absolviert hatte. Man hätte mich ja ein halbes Jahr auf Bewährung anstellen können. Aus Trotz entschied ich mich, eine Trainerlaufbahn einzuschlagen.

Aus Trotz ...

Ja, aus Trotz.

Wie haben Ihre Eltern darauf reagiert?

Meine Eltern hätten es natürlich gerne gesehen, wenn ich Lehrer geworden wäre. Sie waren auf Sicherheit bedacht. Irgendwie konnte ich es nachvollziehen; 90 Prozent derjenigen, die den Trainerberuf wählen, stehen irgendwann auf der Strasse.

Sie hatten vom ersten Moment an Erfolg.

Was haben Sie besser gemacht als die anderen?

Wichtig ist, dass man sein ganzes Leben auf den Trainerberuf ausrichtet und auf das Pri-

vatleben verzichtet. Für einen Trainer haben der Fussball und die Mannschaft oberste Priorität. Wenn die Mannschaft am Samstag spielte, blieb ich am Freitag zu Hause und konzentrierte mich voll auf den kommenden Match. Wer diesen Beruf ausübt, muss zu 100 Prozent dabei sein und sollte praktisch Tag und Nacht an nichts anderes als an Fussball denken.

Was ist denn die Schwierigkeit für einen Trainer?

Als Trainer hat man 24 Spieler zur Verfügung. Auf dem Platz stehen schlussendlich 11, der Rest ist auf der Bank und der Tribüne. Das heisst, man muss praktisch jede Woche Spieler entlassen und ihnen erklären, warum sie nicht spielen können. Es braucht schon eine Gewöhnungszeit, bis man diese Abläufe intuitus hat. Anfänglich hatte ich mit dieser Selektion Mühe, weil ich die Spieler nicht nur als Ausführende, sondern vor allem als Menschen gesehen habe, für die ich Empathie entwickelte. Anfänglich hatte ich wirklich Probleme damit. Für andere Trainer sind Spieler Nummern, die helfen, eine bestimmte Strategie zu erfüllen. Für Pep Guardiola beispielsweise haben Taktik und Positionierung absolute Priorität. So verfolgt jeder Trainer seine eigene Philosophie.

Aber kann es für einen Trainer nicht gefährlich werden, wenn er Fan eines Spielers wird?

Als Trainer hat man jedem Spieler den gleichen Respekt entgegenzubringen. Da spielt es keine Rolle, ob einer ein Star oder keiner ist. Trotzdem: Man kann die Position des Spielers in den Interviews hervorheben, indem man ihn lobt, oder ihm Vertrauen zusprechen, wenn er angeschlagen ist.

Waren Sie per Du mit Ihren Spielern?

Die Spieler siezten mich, ich duzte sie. Zu Beginn meiner Trainierkarriere duzten mich alle Spieler, da ich noch mit den meisten von ihnen zusammengespielt hatte. Da wäre es ungerecht gewesen, wenn ich einen geduzt, die anderen gesiezt hätte. 1991, als ich nach Dortmund wechselte, änderte ich dies. Seit damals siezten mich die Spieler.

Nun gibt es einige gute Spieler, die als Trainer scheiterten. Andere, die auf dem Spielfeld weniger erfolgreich waren, wurden zu Spitzentrainern. Woran liegt das?

Es ist sicherlich von Vorteil, wenn man selber Spitzenfussballer war, da man sich in die Situation der Spieler hineinversetzen kann. Es gibt aber viele Beispiele, bei denen ein erfolgreicher Trainer vorher nicht in einem absoluten Spitzenverein gespielt hat; Jürgen Klopp oder Jogi Löw sind die besten Beispiele. Was für einen Trainer sehr wichtig ist, ist die Menschenführung. Kleinste Unruhen in einer Mannschaft können den Erfolg gefährden. Felix Magath, mein Nachfolger beim FC Bayern München, war sehr streng, aber auch sehr erfolgreich. Wie gesagt, jeder Trainer verfolgt eine andere Philosophie. Am wichtigsten ist, dass man authentisch ist und die Spieler mag.

Sie haben sich vorhin als bodenständig bezeichnet. Ist es nicht ein Problem, dass Sie sich ständig mit extravaganten Typen und Divas umgeben?

Nein, das ist kein Problem. Entscheidend ist für einen Trainer, wie er sich gibt und wie authentisch er ist. Ein Trainer, der selber Spitzenfussball gespielt hat, weiss, wie es sich anfühlt, wenn man einen Elfmeter verschossen hat. Für einen «Theoretiker» hingegen ist es viel schwieriger, einen solchen Fehler zu verzeihen.

Der berühmteste Goalie der Welt ist momentan Loris Karius. Was geht nach einem solchen Fauxpas in einem Spieler vor?

Leider ist Karius der berühmteste Goalie der Welt. Es ist schwer zu sagen, wie es mit ihm weitergeht. Wenn ihm Liverpool weiterhin die Unterstützung zusagt, dann kriegt er die Kurve möglicherweise nochmals und kann sein Selbstvertrauen wieder aufbauen. Für ihn ist es wichtig, dass er weiterhin bei Liverpool oder einem anderen Topverein seine Chance bekommt und diese wahrnimmt. Sollte dies nicht der Fall sein, ist es vorbei. Die Gehirnerschütterung wäre möglicherweise eine Erklärung für sein Versagen. Die beiden nicht gehaltenen Tore werden ihn auf jeden Fall das ganze Leben lang begleiten.

Sie haben 1999 eine ähnliche Situation erlebt, als der FC Bayern München die Champions League gegen Manchester verlor.

Wir haben das Finale in den letzten beiden Minuten verloren, obwohl wir eindeutig die bessere Mannschaft waren. Wir haben auch keinen Patzer verursacht wie Karius, sondern Manchester United bot in der Schlussphase

einfach eine überragende Leistung. Aber die Enttäuschung war natürlich grenzenlos.

Wie haben Sie Ihre Spieler wieder motiviert?

Ich habe mich am nächsten Tag mit meinen Spielern zusammengesetzt, ohne irgendwem einen Vorwurf zu machen. Ich habe gesagt: «Wir haben am Ende leider zwei Fehler zu viel gemacht! Wenn wir aber perfekt sind, sind wir in der Lage, die Champions League zu gewinnen.» Das ist dann zwei Jahre später passiert.

Haben Sie selber wirklich daran geglaubt?

Ich war selbstverständlich auch sehr enttäuscht. Gleichzeitig wusste ich, dass wir eine sehr gute Mannschaft haben, mit der wir über kurz oder lang die Champions League gewinnen können. Das war meine Ansprache an die Mannschaft. Meine Spieler waren völlig am Boden zerstört, viele von ihnen waren der Ansicht, dass sie diese Chance in ihrem Leben nie mehr bekommen würden. Vor einer solch entscheidenden Sitzung muss man all seine Kräfte bündeln und nach vorne schauen. Ein verlorenes Spiel sollte man so schnell wie möglich abhaken.

Bei Ihrem letzten Spiel überhaupt vor vier Jahren schieden Sie mit der Schweizer Nationalmannschaft gegen Argentinien auch unglücklich aus.

Ja, es war sehr knapp. In der 118. Minute erzielte Ángel Di María den Siegtreffer für Argentinien. Wenig später traf Dzemaili nur den Pfosten, sodass wir aus dem Achtelfinal ausschieden. Argentinien nahm später am Final teil. Für mich war es auch hier wichtig, das Spiel abzuhaken und das Positive von der WM mitzunehmen.

In einem Interview betonten Sie, dass der Druck für einen Schweizer Nationaltrainer genau gleich hoch ist wie für einen deutschen Nationaltrainer.

Er ist sicher anders. Als deutscher Nationaltrainer sollte man unter die letzten vier kommen. Darum ist das Ausscheiden aus der Vorrunde auch eine solche Katastrophe. Aber auch für einen Schweizer Nationaltrainer sind die Erwartungen hoch: Er sollte die Gruppenphase überleben und ins Achtelfinale vorstossen. Dies ist nun gelungen. Aber es ist längst keine Selbstverständlichkeit. Trotz unseres Siegs gegen den späteren Weltmeister Spanien haben wir 2010 in Südafrika die

Gruppenphase nicht überlebt. Dass wir diesmal weiterkommen als Deutschland, kann man fast schon als historisch bezeichnen: Deutschland hat die besseren Spieler und auch eine grössere Auswahl als die Schweiz. Dies hängt mit der Grösse des Landes zusammen. Während des Turniers sind die Erwartungen aber genau gleich hoch.

Die Frage haben Sie gefühlte tausend

Mal beantwortet: Haben Sie es nie bereut, dass Sie nicht deutscher Nationalspieler geworden sind?

Nein, überhaupt nicht. Es hat einfach nicht gepasst. 2004, als ich bei Bayern aufgehört hatte, war ich völlig ausgebrannt und hatte ein Burn-out. Die Vernunft siegte, und ich sagte ab. Es war mir klar, dass ich – wenn ich nicht im Vollbesitz meiner Kräfte bin – keinen Erfolg haben würde. Ich habe aber über zwei Nächte darüber geschlafen, bevor ich definitiv absagte.

Ah, doch ...

Selbstverständlich. Es war mir klar, dass ich ein solches Angebot nicht jeden Tag erhalte. Das Gleiche erlebte ich einige Jahre vorher bei der Anfrage von Real Madrid nach sechs Jahren Dortmund. Damals war ausschlaggebend, dass ich kein Spanisch sprach und höchstwahrscheinlich schon entlassen gewesen wäre, bevor ich einen Satz verstanden hätte. Bereits damals war ich völlig ausgepowert und hatte keine Energie, einen solchen Spitzenverein zu führen.

Rückblickend gesehen, was war für Sie als Trainer Ihr Schlüsselerlebnis?

Der Aufstieg mit dem Sportverein Zug in die Nationalliga A. Das war bei meiner ersten Trainerstation. Für mich ist dieses Erlebnis fast noch wichtiger als die Champions-League-Siege. Es gab mir die Gewissheit, dass ich als Trainer Erfolg haben kann. Dies ist für einen jungen Trainer überlebensnotwendig. Wir haben mit unserer spektakulären Spielweise – Pressing und Abseitsfalle – den Fussball revolutioniert. Deswegen ist der Cupsieg mit Aarau vor 33 Jahren so legendär. Irgendwann lebt man von den Erfolgen, die man auch nachweisen kann.

Hatten Sie nach diesem Erfolg nicht das Bedürfnis, in einen grösseren Club zu wechseln?

Ich bin weitere zwei Jahre geblieben und wurde noch Vizemeister mit Aarau, bevor ich zu GC wechselte. Ich hatte nach dem Cupsieg verschiedene Anfragen, so auch von Servette Genf. Der damalige Präsident, Carlo Lavizzari, wollte mich unbedingt als Trainer. Als ich ihm entgegnete, dass ich eine Vertragsklausel hätte, wonach man bei einer vorzeitigen Auflösung 500 000 Franken zu bezahlen habe, meinte er nur: «Sonst noch was?» Ich bin trotzdem in Aarau geblieben, da ich langfristig plante und eine gewisse Konstanz für den Erfolg unerlässlich ist. Zudem ist die Anzahl der Clubs, die einen engagieren, nicht unbeschränkt gross.

Was hat sich in den vergangenen dreissig Jahren geändert?

Der Fussball ist perfekter geworden. Das Kombinationsspiel hat sich bereits bei den Junioren durchgesetzt. Früher hatte man längere Bälle, oder man hat auch nach aussen gespielt, heute wird sogar vor dem Tor der Ball noch hin und her geschoben. Die spanische Nationalmannschaft wurde 2010 mit dem Tiki-Taka-Fussball Weltmeister, mittlerweile spielen es alle.

Nur hört man das Wort nicht mehr.

Vielleicht weil es nichts Besonderes mehr ist. Die Spanier beherrschen dieses Prinzip immer noch am besten, im Vorbereitungsspiel gegen die Schweizer hatten sie 65 Prozent Ballbesitz.

Trotzdem schlugen Sie Spanien.

Aber mit einem defensiven Konzept. Es ist praktisch unmöglich, die Spanier mit Tiki-Taka zu schlagen.

Da erkennt man die Handschrift des Trainers.

(Lacht.) Ja, aber die beste Strategie nützt einem nichts, wenn man keine Spieler hat, die sie umsetzen können. Das Ausscheiden von Deutschland ist der beste Beweis, dass im Fussball nicht alles planbar ist. □

MESSEBAU DISPLAY
HRIFTUNGENEVENTS
DISPLAYDIGITALDRUC
EVENTSVERKAUFSFC
MESSEBAU DISPLAY
HRIFTUNGENEVENTS
DISPLAYDIGITALDRUC
EVENTSVERKAUFSFC
MESSEBAU DISPLAY
HRIFTUNGENEVENTS
DISPLAYDIGITALDRUC
EVENTSVERKAUFSFC



MESSEBAU
DISPLAY &
EVENT

www.messebau.ch